

# Synodalität als konstitutives, strukturelles Prinzip unserer Kirche

Einführung von Pfarrer Kan. Mag. Dr. Bernd Oberndorfer bei der gemeinsamen Sitzung von Priesterrat und Diözesanrat am 29.3.2019

Der „Weg der Synodalität ist das, was Gott sich von der Kirche des dritten Jahrtausends erwartet“, erklärte Papst Franziskus 2015 zum fünfzigsten Jahrestag der Errichtung der Bischofssynode. Im Begriff Synodalität steckt das griechische SYN, was MIT bedeutet, und das griechische Wort 'ODOS, der WEG. Heißt schlicht übersetzt: Den Weg des gemeinsamen Weges, des Miteinanders zu gehen, ist der Weg der Kirche. Wenn sich beim Hören eines solchen Satzes das Empfinden der Selbstverständlichkeit ausbreitet, ein affirmatives „Ja, so ist es“, dann ist dieses Gefühl gleichsam dogmatisch korrekt, denn Synodalität beschreibt sowohl, wie Kirche strukturell, konstitutiv *ist*, nämlich eine Gemeinschaft des gemeinsamen Weges, als auch die Art und Weise, *wie* sie ihren Weg gehen muss. Und wenn sich beim Hören des Satzes „Den Weg des gemeinsamen Weges, des Miteinanders zu gehen, ist der Weg der Kirche“ negative Gefühle ausbreiten, ein misstrauisches „Die Wirklichkeit ist anders“, dann vermutlich, weil viele Erfahrungen im faktischen Leben und Umgang in unserer Kirche mit diesem *Wie* der praktizierten Synodalität in Spannung, Konflikt geraten.

Der misstrauische Frager wird auch durchaus berechtigt einhaken, dass der Begriff Synodalität gerade jetzt bis zum Papst hinauf propagiert wird, weil die Kirche, wie viele anmerken, in der schwersten Krise seit der Reformation steckt. Die deutschen Bischöfe haben ja gerade diese Tage erst beschlossen, in einem synodalen Weg sich allen kritischen Problemen zu stellen. Hat also die Synodalität ihren Kairos in unserer Zeit?

Lassen sie mich einen Vergleich aus der Ethik bringen. Auch ethisches Nachdenken ist in seiner Geschichte immer dann virulent geworden, wenn die zu einem Ethos, zu einem Verhaltenscodex geronnenen Erfahrungen und Strategien zur Bewältigung neuer Probleme nicht mehr ausgereicht haben. „Salus aegroti suprema lex“, das „Heil des Kranken ist das oberste Gesetz“, und „primum nil nocere“, „Zumindestens nicht zu schaden“. Mit diesen Grundprinzipien eines hippokratischen Ethos kam man in der Medizin bis vor 50 Jahren aus. Zuständig der Arzt in paternalistischer Fürsorge für seinen Patienten: Ich weiß, was für dich gut ist. Ich behandle dich und du wirst behandelt.

Kommt uns das in unserer kirchlichen Parallelwelt nicht bekannt vor? Bischöfe und Priester, die in hoher Verantwortung die Seelen in ihre Obsorge nehmen und wissen, was sie zu ihrem Seelenheil brauchen. Im Lexikon für Theologie und Kirche (1961) wird die Kirche noch ganz klar als hierarchisch geordnete Gemeinschaft gesehen, in der die Laien „das Recht haben auf Führung und Leitung („durch den Klerus“), auf Unterricht und Seelsorge...und auf ein kirchliches Begräbnis“ (Klaus Mörsdorf, Lehrbuch des Kirchenrechtes, Bd. 1, 337). Die einen lehrten (ecclesia docens), die anderen hatten zu lernen (ecclesia discens). Bei Ärzten wie bei Priestern führte solches Selbstverständnis in der Regel zu einem hohen Ethos der Verantwortung, zu missionarischem Seeleneifer.

Das einseitige hierarchische Machtgefälle barg aber auch enormes Potenzial des Missbrauchs. Es war nicht bloß das Erschrecken über das moralische Versagen von Ärzten im Nürnberger Prozess, das zu einer Neuformulierung des Hippokratischen Eides führte. Weiterhin wurden gerade an Randgruppen medizinische Versuche ausgeführt, die das Selbstbestimmungsrecht des Patienten noch nicht kannten. 1972 erst gab es die erste Charta der Patientenrechte. Erstaunliche Parallele: 1964 hat unsere Kirche in der Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“ die fundamentale Gleichheit in der Würde aller Getauften herausgearbeitet und damit grundsätzliche Rechte und Pflichten verbunden.

Der Punkt ist nicht, dass diese Erkenntnisse neu gewesen wären, sondern dass sie eine neue Aktualität gewonnen haben und neue Ausdrucks- und neue Lebensformen finden müssen. Und deshalb hat die Synodalität in unserer Zeit ihren Kairos. Es geht im synodalen Geschehen, so Peter Hünermann, „zum einen um die Bezeugung des Glaubens im Blick auf gegebene konfliktive Situationen, zum anderen geht es um Korrekturen, Erneuerung innerkirchlicher Verhältnisse, die sich aus Missständen bzw. unregelmäßigen Zuständen auf der einen Seite und den Anforderungen des Glaubens in der Kirche auf der anderen Seite ergeben.“ (Peter Hünermann, *Autorität und Synodalität – eine Grundfrage der Ekklesiologie*, in: *Autorität und Synodalität*, hg. Von Böttingheimer/Hofmann, Frankfurt 2008, 343)

Also ja, die Komplexität der Fragen des Glaubens in dieser weltgeschichtlichen Situation, eine Komplexität, die durch den vertrauten Dreischritt des Sehen-Urteilen-Handelns nicht mehr steuerbar ist und mehr den Selbststeuerungen von Versuch und Irrtum unterliegt, der Verlust an Machbarkeit, der Verlust an Vertrauen und Autorität in die Hierarchie, die eine zentrale Lösung gar nicht durchsetzbar macht, die Dynamik sozialer, ökonomischer, medialer Prozesse usw. verlangen einen konsequenten Weg der Synodalität auf allen Ebenen, von der Pfarre bis zur päpstlichen Kurie, und in allen ihren Kommunikationsprozessen. Weil es gar nicht anders geht und weil es dem Kirche-Sein entspricht. Wir übernehmen, adaptieren nicht einfach bloß zeitgemäße Dialogformen oder demokratische Verfahren, sondern lassen uns in dieser Kommunikation vom Geist leiten. Synodales Leben ist geistgewirkt, im vielschichtigen Beziehungsgeflecht der Synodalität, im Miteinander von Bischöfen untereinander, im Miteinander von Bischof und Klerikern, im Miteinander von Laien und Klerikern, von Klerikern untereinander, im Miteinander von Laien untereinander entfaltet sich ein ständiger Kommunikationsprozess, geprägt von einem offenen Dialog miteinander, sodass die Ideen, Anregungen, Intuitionen, Führung durch den Geist einen Raum haben, nicht neue Glaubensinhalte, sondern neue Glaubensantworten auf bestehende Fragen und Konflikte zu finden und auch die jeweiligen rechtlichen und institutionellen Ordnungen kirchlichen Lebens zu erneuern und sich erneut zu orientieren. (Vg. Sabine Demel, *Synoden-Synodale Prozesse-Synodalität*, in: *Rees/Schmiedl, m Unverbindliche Beratung oder kollegiale Steuerung*, Freiburg 2014, 68-86)

Das heißt, dieser Priesterrat und dieser Diözesanrat müssen sich konstitutiv, also in ihrem *Glauben* in diesem Sinne *als synodal begreifen*, sie müssen *synodale Haltungen* in ihrem Miteinander, in ihrer Kommunikation *leben* und sie müssen drittens *rechtliche Eckdaten*

*aushandeln und festlegen*, wonach jedes Glied dieser Gemeinschaft berechtigt und verpflichtet ist, sich am Prozess des Beratens und gegebenenfalls der Entscheidung adäquat zu beteiligen. Synodalität ist ein forderndes und anspruchsvolles Prinzip und es ist ein geistgewirktes Prinzip.

## **1. Synodalität als konstitutives Prinzip glauben – JA dazu sagen**

An Synodalität als konstitutives Prinzip glauben, heißt für mich, zunächst in Rückbesinnung und innerer Einkehr sich vergewissern, was uns Kirche überhaupt ist. (Vgl. *Lumen gentium*; Zukunftsbild, 1. Abschnitt: Was die Kirche ist und worum es ihr geht.) Was die Kirche betet und singt, das glaubt sie. Im Lied „Der Geist des Herrn“ heißt es: „Da schreitet Christus durch die Zeit in seiner Kirche Pilgerkleid, Gott lobend: Halleluja.“ Durch Christus, mit Christus, in Christus geht das Volk Gottes einen gemeinsamen Weg, also synodal. Die Kirche geht als Gemeinschaft durch die Zeit, als eine *Communio*. Sie ist eine Weggemeinschaft, in der sich die Einheit mit dem Dreieinigen Gott und die Einigkeit unter den Menschen verwirklicht. Erstaunlich genug, dass erst das Zweite Vatikanische Konzil die Gemeinschaft, die *Communio*, die *Koinonia* als den tiefen Kern des Geheimnisses der Kirche so richtig herausgearbeitet hat. Und in der eucharistischen Versammlung wird dieses Wesen am unmittelbarsten, konkretesten sichtbar: Einheit mit Gott, dem man Lob und Dank bringt, und Einigkeit unter den Menschen, die über die Grenzen des Versammlungsraumes einander in Liebe beistehen. Mit dem Begriff der Gemeinschaft „*Communio*“ wurde ein Interpretationsschlüssel für das Wesen der Kirche entwickelt, das in der vertikalen Dimension die Beziehung mit dem dreieinen Gott erschließt und das in der horizontalen Dimension die Einheit der Menschen für zentral nimmt. Wenn unser Zukunftsbild sich im ersten Teil auf den dreieinen Gott mit deutlich christologischer Betonung bezieht und im zweiten Teil vom Leben der Menschen ausgehen möchte, dann folgt sie dieser *Communio*-Theologie.

Wir finden darin kaum noch Spuren der traditionsverhafteten, gegenreformatorischen, sehr juristischen Vorstellung von Kirche wieder, die sich mit ihrem pyramidalen hierarchischen Paradigma im zweiten Jahrtausend der Entwicklungsgeschichte unserer Kirche aufgebaut hatte. Aber sie sind noch in den Köpfen der Menschen, sie sind in den „*ekklesialen Codes*“, wie es kürzlich Julia Knop vor den deutschen Bischöfen gesagt hat. Die klassische Definition Kardinal Bellarmins sagte klipp und klar: „Die Kirche ist eine Vereinigung (*coetus*) von Menschen, die durch das Bekenntnis desselben christlichen Glaubens und durch die Teilnahme an denselben Sakramenten unter der Herrschaft der legitimen Hirten und besonders des einen Stellvertreters Christi auf Erden, des römischen Pontifex, verbunden sind.“ (De conciliis III, 2) Mit dieser Definition wären wir heute weitestgehend dialog-unfähig. Es war ein historisch äußerst wirksames und klares theologisches Konzept und eine Haltung, die ein für das Heute äußerst problematisches Kirchen- und Amtsverständnis prägen und forcieren würde.

Symbolisch hat diese einseitige Betonung der hierarchischen Autorität ihren Ausdruck gefunden in der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes im ersten Vatikanum. Und es ist gewiss kein Zufall, dass Papst Franziskus in der eingangs zitierten Ansprache über Synodalität mit der *Unfehlbarkeit des Volkes Gottes* beginnt, das aus allen Getauften gebildet wird und zu einem geistigen Bau, zu einem heiligen Priestertum zusammengerufen ist. Der Glaubenssinn, der *sensus fidei* aller Getauften, ist unfehlbar und der Papst ist gleichsam oberster Zeuge dieses Glaubens der ganzen Kirche und sein Dienst besteht darin, „Garant des Gehorsams und der Übereinstimmung der Kirche mit dem Willen Gottes, mit dem Evangelium Christi und mit der Überlieferung der Kirche“ zu sein. Ja, sagt er, die Kirche ist eine hierarchische Pyramide, aber eine auf den Kopf gestellte, der Gipfel dieser Pyramide liegt gleichsam unter der Basis.

Wenn Kirche eine Synode ist, ein gemeinsames Vorgehen mit Christus in der Zeit, dann ist Synodalität genau der Maßstab, mit dem der notwendige hierarchische Dienst des Amtes zu sehen ist. Die hierarchische Differenzierung dient der charismatischen Differenzierung. Denken wir an das wunderbare Bild des Apostels Paulus von der Kirche als Leib. (1 Kor 12) Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen. Und jedem Glied dieses einen Leibes, jedem Getauften werden vom heiligen Geist Gaben, Charismen geschenkt. Diese Begabungen sind als Charismen dem Einzelnen geschenkt, damit sie der *Communio* nutzt. Diese Charismen differenzieren nun die Kirche. Aus den Charismen von Wissenschaft, Erkenntnis zu vermitteln, werden institutionell irgendwann theologische Fakultäten oder Buchverlage, aus den Charismen von Trösten und Heilen wurden moderne Krankenhauseelsorge oder Ansätze ganzheitlicher Medizin. Alle Begabungen, Charismen sind Berufungen Gottes. Eine individuelle Fähigkeit, die nur für die eigene Verwirklichung dient, ist kein Charisma. Das wird sie durch die Berufung. Und nehme ich diese Berufung wahr, dann verwirkliche ich als Glied dieser Kirche den Heilswillen Christi, der eine mehr im Leben der Diakonie, des Dienstes an den Armen aller Art, der andere im Dienste der *Koinonia*, der Gemeinschaft, der andere im Zeugnis des Glaubens, der *Martyria*, der andere in der Liturgie, im Feiern des Gottesdienstes. „Ein jeder hat von Gott sein eigenes Charisma, der eine so, der andere anders.“ (1 Kor 7,7) In Kooperation mit diesen von Gläubigen gelebten und verwirklichten Diensten sorgt das kirchliche Amt für ihr geeintes Wirken. Auch das Leiten ist ein Charisma, aber nur als Dienst an der *Communio*. Wird es als herrschaftliche Macht über die Kirche gelebt, widerspricht es ihrer charismatischen Grundstruktur. Das Amt hat die Aufgabe, die Charismen zu integrieren, es soll kein „wildes“ Ausüben von Charismen geben. (vgl. Antonio Acerbi, *Die ekklesiologische Grundlage der nachkonziliaren Institutionen*, hg. Von Alberigo u. a., Düsseldorf 1982, 233) Es soll aber auch nicht alle Charismen kumulieren, an sich ziehen. Und er soll dabei den Dienst der Unterscheidung der Geister ausüben. Antonio Acerbi: „Es geht darum, jedem Charisma den Platz zu geben, der ihm in einer Gemeinde zusteht, die als ganze vom Geist beseelt ist, die aber auch einen rechtlichen Ausdruck hat.“ Mit Paulus: Löscht den Geist nicht aus und prüft alles, das Gute behaltet! (1 Thess 5,19.21)

Der verstorbene Bischof Wilhelm Egger hatte als Wahlspruch in seinem Bischofsstab das Wort SYN eingeschrieben. MIT: Der Bischof *mit* seinem Klerus, der Klerus *mit* dem Volk Gottes, das Volk Gottes *untereinander* und *mit* der Welt, alle *mit* Gott durch und in Christus. *Miteinander* auf dem Weg. Das muss sich natürlich auch manifestieren, ihren selbstverständlichen alltäglichen Ausdruck finden. In allen Formen des Dialoges, offen und angstfrei, in symmetrischen Gesprächsformaten. In Strukturen echter Partizipation, wenigstens in Formen gemeinsamer Entscheidungsfindung. Wo *Communio* sichtbar und spürbar wird im Umgang miteinander, in der Sprache, frei, ohne Klerikalismen, Standesdünkel. Ohne die Laien zu klerikalisieren und ohne die Kleriker zu laisieren. Die Kirche ist „ein organisches und lebendiges Zusammenspiel von Gaben, Charismen und Diensten (...) ohne das Dienstant der Hirten würden die Charismen die Ordnung sprengen; doch ohne die Charismen bliebe das kirchliche Dienstant seinerseits armselig und unfruchtbar.“ (Kardinal Suenens, Die Mitverantwortung in der Kirche, Salzbug 1968, 177)

Wie hält es dann die Kirche mit der Demokratie? Nun, Kirche ist keine Demokratie. Nach Abraham Lincolns berühmtem Diktum ist Demokratie „Regierung des Volkes durch das Volk für das Volk.“ In der Demokratie geht alle Gewalt vom Volk aus. In der Kirche dagegen geht alle Gewalt von Christus aus. Sein Wort, seine Botschaft sind verpflichtend, bindend und normativ für die Kirche aller Zeiten. Über die Grundlagen des Glaubens können wir nicht abstimmen. Und auch die sogenannten Amtsträger beziehen selbst dort, wo sie demokratisch gewählt werden, ihre Autorität nicht von den Kirchenmitgliedern, sondern von Christus. Es ist aber auch klar, „dass es nur sehr wenig in der Verfassung der Kirche gibt, was *wirklich* unveränderlichen göttlichen Rechts ist und dass dieses göttliche Verfassungsrecht in der Kirche selbstverständlich immer und unvermeidlich in konkreten Gestalten existiert, die selber nicht unveränderlich sind.“ (Karl Rahner, Demokratie in der Kirche? In: Stimmen der Zeit 182 (1968), 5)

Einen solchen Weg der Veränderungen zu gehen, synodal, ohne dem Glauben untreu zu werden und ohne viele Menschen zu überfordern, zurückzulassen, zu isolieren, die eben den ewigen Glauben für sich an bestimmte äußerliche Formen, wie Riten, Gebete, Normen gebunden haben, erfordert viel wechselseitiges Verständnis, Wertschätzung vor dem Alten, Behutsamkeit, Zeit. Ich sehe hier in diesen beiden Räten in dieser Hinsicht eine hohe Verantwortung. Eine hohe Verantwortung, möglichst viele auf diesem gemeinsamen Weg mitzunehmen, niemanden zu verlieren. Aber auch nicht in Erstarrung stehen zu bleiben. Und sie haben eine hohe Verantwortung, die Eigenart der Kirche zu berücksichtigen, das autonome Prinzip des Heiligen Geistes. Ihm zu folgen im miteinander Hören, Beraten, Aushalten, Warten und wieder Hinhören ist etwas völlig anderes, als soziologische oder pastoralkybernetische oder ökonomische oder politische Kategorien direkt auf die Kirche zu übertragen.

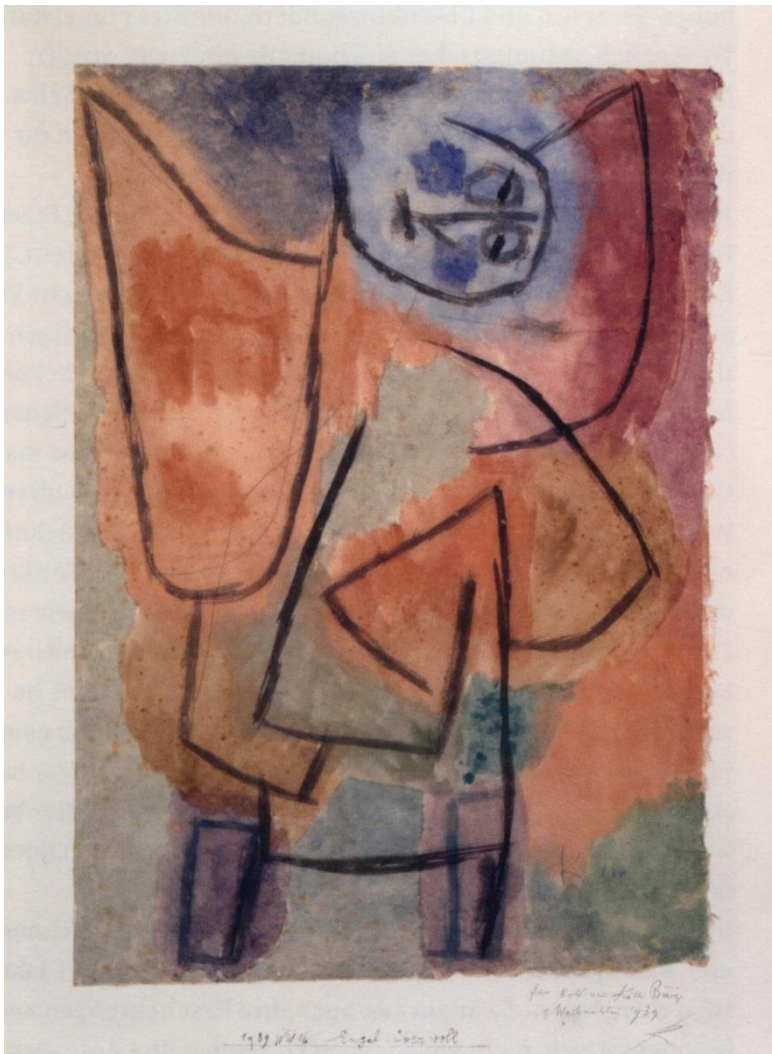
Die Kirche ist, nochmals Karl Rahner, „kein geschlossenes, sondern ein offenes System, das nicht von einem systemimmanenten Punkt her adäquat bezeichnet werden kann und darf, sondern nur von einem Punkt außerhalb des Systems, d. h. von Gott her.“

Ich möchte das gerne - und diesen Punkt abschließend - mit folgendem Bild illustrieren: Es ist von Paul Klee, betitelt „Der Engel vom Stern“:



In tiefer Demut steht der Engel von Paul Klee unter einem Stern. In einer Geste vollkommener Hingabe hat er seinen Kopf waagrecht zur Seite gelegt. In hingebender Haltung möchte er erspüren, erhorchen, was dieser besondere Stern in seinem Leben zu sagen hat. Paul Klees Engel sind ja keine überirdischen Wesen, sondern eher Bildnisse von seelischen Regungen, seelischen Zuständen, von inneren Entwicklungswegen. Schon am Ende seines Lebens von Paul Klee geschaffen, von Krankheit gezeichnet, offenbaren sie Hingabe.

Es gibt ein zweites Engelbildnis, das eine fast idente Kopfhaltung zeigt. „Engel, übervoll“. Den Kopf auf die Schulter legen, so ablegen, dass wir ihn nicht selber tragen, hochstemmen müssen, ihn so "ablegen", dass er, selber gehalten, nach oben blicken kann. In das gegen die Schulter, vielmehr in den Engelsflügel hineingelegte Gesicht kann das Licht von oben voll einfallen. Groß sind die Augen, die nach innen, aber auch auf den Betrachter zu blicken. Mit dieser Haltung, mit dieser Geste würden wir körpersprachlich selber die Haltung des Engels nachvollziehen und vielleicht erfahren, was diesen Engel so erfüllt. (Vgl. Ingrid Riedel, Engel der Wandlung. Die Engelbilder Paul Klees, Freiburg 2000)



Der „*Engel vom Stern*“ zeigt es noch deutlicher. Der Kopf dieses Engels ist vom Kinn bis zur Ohrpartie hin offen. Ob einfach die Leichtkraft dieses Schöpfungssternes so groß ist, dass es das Gesicht des Engels überstrahlt? Ob er besonders für das Licht des Sternes, für den Ton des Sternes geöffnet ist? Eine solche „offene Stelle am Kopf“ zu behalten, erschiene mir auch wichtig in der Auseinandersetzung mit unseren Zielen, unserem pastoralen Denken und Planen. Gerade bei allem Planen und Wissen müssen wir offen „bleiben für das Nicht-Wissbare, das Unverfügbare und das Geheimnis, das wir „Transzendenz“ nennen. Dieses Sich-leer-Halten ist nötig, um das Einströmen von „drüben“, von „oben“ her möglich zu machen, von dem“ (Riedel, 142) der eine Engel so übertoll ist und der andere so strahlend.

Wenn es eine geistliche Bedingung für die Synodalität gibt, dann ist es das Hören. „Eine synodale Kirche ist eine Kirche des Zuhörens. (...) Es ist ein wechselseitiges Anhören, bei dem jeder etwas zu lernen hat (...) jeder im Hinhören auf die anderen und alle im Hinhören auf den Heiligen Geist, den ‚Geist der Wahrheit‘ (Joh 14,17), um zu erkennen, was er ‚den Kirchen sagt‘ (vgl. Offb 2,7)“ (Papst Franziskus)

Auch wenn keine Ohren eingezeichnet sind, ist er doch ein durch und durch Hörender. Auch die Augen blicken nach innen, doch scheint das rechte obere Auge einen Blick auf den Stern zu erhaschen. Seine Augen erschauen offenbar Himmel und Erde gleichzeitig. Himmel und Erde kommen zusammen. Und das, was dieser Engel mit innerem Auge sieht, was er hört, das lässt ihn lächeln, das lässt ihn weise lächeln, das lässt ihn schweben. Er liegt mit seinem Leben ausgewogen zwischen den beiden weit ausgefalteten Flügeln. Denn er sieht den Stern, ein schlichtes Zeichen aus drei gekreuzten Strichen. Dieses Zeichen erinnert an ein altes Christussymbol, ein Kreuzsymbol für den gekreuzigten und auferstandenen Christus. Und was geschieht dann? Schauen wir auf seine Füße! Wie leicht er geht! Ich denke, auch wir als Kirche würden uns nicht so mühsamen Schrittes durch die Zeit schleppen, wenn wir so miteinander fühlen!

## 2. Synodale Haltungen leben

Wenn wir über eine synodale Erneuerung der Kirche durch eine Erneuerung ihrer synodalen Strukturen nachdenken, müssen wir vor allem über unsere Haltungen nachdenken. Natürlich muss sich bei Erneuerung auch vieles in Strukturen konkretisieren, es darf nicht nur beim guten Willen bleiben, aber es ist meine tiefe Überzeugung, dass erst eine kirchliche Mentalität der *Communio*, die vom synodalen Bewusstsein bis in unsere Tiefenschichten hinein geprägt ist, auf einen guten Weg führen wird.

Ich möchte diesbezüglich eine Anregung aus der Salutogenese hereinbringen. Ein Modell, das von Aaron Antonovsky entwickelt wurde, um Gesundheitsprozesse besser verstehen zu können. Und wenn wir Kirche nach dem Modell von Paulus als konkreten Leib denken, dann können wir durchaus analoge Schlüsse ziehen.

Eines der zentralen Paradigmen in der Wissenschaft ist die Erkenntnis der Fähigkeit zur Selbstorganisation. Lebende Systeme können Selbstorganisationsprozesse in Gang bringen und umsetzen. Entscheidenden Einfluss darauf aber haben die Umstände, die äußeren Rahmenbedingungen, unter denen Selbstorganisationsprozesse ablaufen. Ärztliche Kunst besteht demnach wesentlich darin, günstige Rahmenbedingungen für Selbstorganisationsprozesse zu schaffen. In komplexen Systemen kann man nichts „machen“, sondern sie „gelingen“. Die Heilung eines komplexen Systems wird nicht von Ärzten gemacht, sondern sie gelingt. Der Leib Kirche ist in vielerlei Hinsicht krank. Die Heilung des komplexen Systems des Leibes Kirche kann nicht gemacht werden, sondern sie kann nur gelingen. *Wir können nur versuchen, Bedingungen zu schaffen, in denen sich das, was wir erhoffen, uns wünschen, als Ziel vor uns haben, sich ereignet.* Ein medizinisches System sollte Rahmenbedingungen schaffen, unter denen sich durch Selbstorganisation, durch die Selbstheilungskräfte des Menschen Gesundheit ereignet. Wir sollten über Rahmenbedingungen nachdenken, unter denen sich durch Selbstorganisation, durch das Wirken des heiligen Geistes, Glaube ereignet. Nachdenken über Rahmenbedingungen, unter denen Seelsorge gelingt. *Seelsorgeräume der Ermöglichung. Kirchorte als Räume der Ermöglichung. An denen sich dann das ereignet, was Gott will.* Es ist nur allzu verständlich.



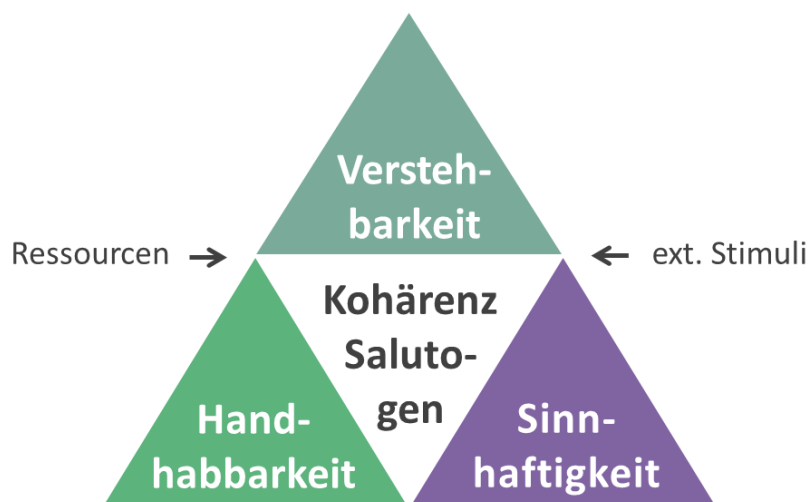
Bei ungünstigen Prozessen beginnt man in seinen Überlegungen, sofort gegen zu steuern. Da optimiert man, setzt Maßnahmen, strukturiert um, da will man vor allem eins: etwas tun! Wir bauen Kirche! Nehmen wir ernst, dass Christus seine Kirche erbaut, dass wir uns „nur“ um Strukturen der Ermöglichung sorgen müssen.

In der Medizin sind die beiden wesentlichsten Rahmenbedingungen, damit Heilung gelingt:

Erstens muss der Patient *gesund werden wollen*! Wir als Kirche müssen gesund werden wollen! Zweitens braucht es *Vertrauen*! Und wie entsteht Vertrauen?

Man muss erstens verstehen, was da abläuft, was da geschieht. Ich muss zweitens das Gefühl haben, an diesem Prozess mitarbeiten zu können, mit gestalten zu können. Und ich muss das Gefühl haben, dass diese ganzen Anstrengungen und Bemühungen einen Sinn machen. Darin besteht eine große Verantwortung von der Diözesanleitung über diese Räte bis zum Pfarrgemeinderat. Ich muss es *verstehen* können, ich muss das Gefühl des *Mitgestaltens* haben, ich muss darin *Sinn* erfahren! Es liegt in erster Linie an den Verantwortungsträgern, dieses Kohärenzgefühl des Vertrauens zu fördern. (Schema ist dem Wikipedia Artikel über Salutogenese entnommen)

„Meine Welt ist verständlich, stimmig, geordnet;  
auch Probleme und Belastungen, die ich erlebe,  
kann ich in einem größeren Zusammenhang sehen.“



„Das Leben stellt mir Aufgaben, die ich lösen kann. Ich verfüge über Ressourcen, die ich zur Meisterung meines Lebens, meiner aktuellen Probleme mobilisieren kann.“

„Für meine Lebensführung ist jede Anstrengung sinnvoll. Es gibt Ziele und Projekte, für die es sich zu engagieren lohnt.“

Gesund werden zu wollen, das ist Ausdruck einer Haltung. „Haltung ist ein mentaler und neuraler Bereitschaftszustand, der durch die Erfahrung strukturiert ist und einen steuernden Einfluss ausübt auf die Reaktionen des Individuums gegenüber allen Situationen und Objekten, mit denen dieses Individuum eine Beziehung eingeht.“ (Gordon Allport) Einfach

ausgedrückt: Haltungen sind innere Einstellungen, die durch Erfahrungen erworben werden. Und das ist deshalb so elementar, weil sich diese Erfahrungen als Haltungen buchstäblich im Frontalhirn neuronal verknoten. Haltungen sind verknotete Erfahrungen und bestimmen fast alles: worauf ich achte, was mein Interesse auslöst, was ich wahrnehme und was ich verdränge, wie ich etwas bewerte, wie ich fühle, wie ich entscheide und handle. Es ist daher fundamental wichtig, dass ich nicht *Verhalten* ändere, sondern *Haltungen*!

*Echtes Hinhören ist eine Haltung*, Einmütigkeit untereinander zu suchen (Röm 12,16) ist eine Haltung, einander aufbauen wollen (1 Thess 5,11) ist eine Haltung, einander in Demut begegnen (1 Petr 5,5) ist eine Haltung, sich um Gemeinschaft bemühen ist eine Haltung, der Mut, einander zurechtzuweisen (Röm 15,14) ist eine Haltung, Dialogbereitschaft ist eine Haltung, *Synodalität ist eine Haltung*, Partizipation ist eine Haltung, letztlich ist auch Liebe eine Haltung.

Es kann also nicht darum gehen, das *Verhalten* durch disziplinäre Maßnahmen zu verändern und zu steuern, sondern Erfahrungsräume zu schaffen, wo solche wünschenswerte *Haltungen* durch *Erfahrungen* gemacht werden können. Selbst bei sogenannten Sitzungen muss ich immer im Blick haben, welche Haltungen verstärken die dabei gemachten Erfahrungen. Was begünstigt umgekehrt in negativer Weise in unserer Kirche Erfahrungen, die zur Haltung des Klerikalismus führen?

Dabei sind Erfahrungen kein bloßes Wissen, sondern Ereignisse, die unter die Haut gehen, die uns emotional tief berühren. Bei einer Erfahrung habe ich nicht bloß etwas gelernt, sondern etwas gefühlt. Kognitive und emotionale Netzwerke werden zusammen aktiviert und verknoten sich zu einer Haltung. Das ist schon rein gehirnphysiologisch so.

Glauben ist nicht primär ein Wissen, sondern eine Erfahrung. (Ich erinnere an die wunderbare chassidische Erzählung Martin Bubers, wo Levi Jizschak zu einem bekanntem Rabbi pilgert und vom etwas neidischen Schwiegervater gefragt wird, was er denn so besonderes gelernt hat. Dass es einen Schöpfer der Welt und der Menschen gibt. Der Schwiegervater lacht ihn aus, weil das selbst sein Diener weiß. „Ja“, sagt Levi Jizschak nachdenklich, „alle sagen es, aber erlernen sie es auch?“) Die Korreliertheit von Glaubenserfahrung und Lebenserfahrung ist heute kaum mehr gegeben. Das, was eigentlich die Erfahrung ist, auf die sich jeweils das Evangelium bezieht, das ist nicht mehr auf der Hand liegend. Bischof Hemmerle hat es klassisch formuliert: „Wir müssen erkennen und dann auch formulieren, dass im Glauben eine Antwort und dass in der Erfahrung eine Frage, dass im Glauben eine Frage und in der Erfahrung eine Antwort drinnen steckt.“ (Vgl. Klaus Hemmerle, Der religionsunterricht als Vermittlungsgeschehen. Überlegungen zum Korrelationsprinzip, in: Klaus Hemmerle, Ausgewählte Schriften band 4, (369-381) Ein synodaler Prozess stellt sich genau dieser Aufgabe. *Er ist für sich schon ein Weg zum Glauben*.)

Es geht also nicht einfach nur durch die Vermittlung von Wissen, es geht auch nicht bloß durch emotionale Appelle, sondern positive Haltungen entstehen nur durch Erfahrungen.

Wir müssen die Menschen **Einladen, Ermutigen, Inspirieren!** Wir müssen die Menschen also irgendwie lieben, wir müssen an sie glauben! Diese Haltung sagt: Warte nicht erst darauf, dass sich der andere ändert, damit du ihn lieben kannst, sondern liebe ihn, damit der andere sich ändern kann! Ein synodales Beziehungsnetz ist davon geprägt. Ein Mensch kann sich verändern, wenn er von etwas begeistert wird. Einladen, ermutigen, vielleicht sogar inspirieren. Ansonsten können wir uns innerkirchlich (Kehl) „oft bis zu Erschöpfung oder Verbitterung wund reiben, wenn er/sie nicht an einer ganz bestimmten Stelle tiefe geistliche und menschliche Wurzeln geschlagen hat.“ (Medard Kehl, Die Kirche, Würzburg 1992, 23) Das heißt, Erfahrungen gemacht hat.

### **3. Rechtliche Eckdaten aushandeln und festschreiben**

Ich habe also gesagt, dass gewisse Haltungen für einen synodalen Weg unverzichtbar sind. Die echte Bereitschaft des Hörens auf Gott und des Aufeinander-Hörens. Mit dem ersten Schritt des Ent-Bildens, sich vom anderen nicht zu schnell ein Bild machen, vorurteilsfrei sein. Sichtweisen wahrnehmen. Achtsamkeit und Respekt, Treue und Gehorsam. Offenheit und mutige konstruktive Kritik. Dankbarkeit. Unterscheidung der Geister, auch gemeinsam. Also alles Haltungen, die in der Formel *sentire cum Ecclesia* zusammengefasst sind: Mit der Kirche fühlen. Daran hängt es letztlich.

Dennoch kann man sich nicht nur auf das „synodale Gewissen“ (Sabine Demel) aller Beteiligten verlassen, man muss sich *auf rechtliche Eckdaten einigen*, durch die etwa jeder in diesen beiden Räten *berechtigt und verpflichtet* ist, sich an den wesentlichen *Entscheidungsprozessen zu beteiligen*.

Klar ist, dass mit dem Prinzip der Synodalität die Letztentscheidungskompetenz des Bischofs in Fragen des Glaubens, der Sitten und des kirchlichen Rechtes nicht in Frage gestellt ist. Dieser Verantwortung kann ihn niemand entbinden. Dafür wurde er geweiht. Wenn wir in der Medizin ein ethisches Konzil bilden, wenn wir beraten und ein konsensuales Votum beschließen, dann liegt es trotzdem in der Letztverantwortung des Arztes, dieses Votum umzusetzen. Das wird mit der einzigartigen Verbindung des Arztes mit dem Patienten begründet. Obwohl wir mit unserem Konzil, also unserem Rat, keinen rechtlich verbindlichen Rechtsakt durchführen, haben wir dennoch durch Beratung und Votum erheblichen Einfluss in der Entscheidungsfindung. Wir partizipieren an der Entscheidung, wir *mitentscheiden* und tragen auch *Mitverantwortung*.

Genau darin besteht auch das strukturelle Prinzip der Synodalität: Durch die Taufe sind wir berufen, durch unsere Charismen an der Sendung der Kirche mitzuwirken, um Christus, das Licht der Völker zu den Menschen zu bringen. Wir nehmen unter dem Bischof und *mit dem Bischof unsere gemeinsame Verantwortung als Glieder des Volkes Gottes wahr*. Wir partizipieren, wir tragen Mitverantwortung für die kirchliche Sendung und für ihre Identität. Wir tragen Mitverantwortung für den Heiligungsdienst, den Verkündigungsdienst und den Leitungsdienst der Kirche und wir tragen Mitverantwortung für die Bewahrung der kirchlichen Communion. In der synodalen Konkretisierung in diesen Strukturen des

Priesterrates und Diözesanrates soll das durch Beratung *concilium* und gegebenenfalls durch Zustimmung *consensus* geschehen. (Vgl. Heribert Hallermann, Ratlos – oder gut beraten? Die Beratung des Diözesanbischofs, KStKR 11, Paderborn 2010, 33-54)

Wieviel Gewicht hat nun ein *concilium*, ein Rat? Ein hohes. Im menschlichen, im geistlichen und letztlich auch im rechtlichen Sinne. Wenn ich bei einem Ethikkonzil mit eigener Unterschrift ein Votum bekunden muss, nach dem dann etwa das Beatmungsgerät eines Neugeborenen abgestellt wird, dann nimmt mich das in eine tiefe Verantwortung hinein, die ich auch spüre. Und der entscheidende und ausführende Arzt spürt das Mitgetragen-Sein. Er spürt auch die Einsamkeit, wenn er sich gegen das Votum entscheidet. Und er muss sich gegebenenfalls vor Gericht verantworten, gegen das Votum gehandelt zu haben.

Auch der *Bischof muss diese Räte in wichtigen Fragen einbeziehen*, die Priester und das ganze Volk Gottes. Er wird dadurch neue Sichtweisen gewinnen, wenn alle Beteiligten frei und offenmütig sprechen. Er wird die Kraft der *Communio* spüren, er wird den Glaubenssinn des Gottesvolkes vernehmen. Wir treffen zwar nicht die Entscheidungen, aber wir bereiten mit unserem Bischof im Hören auf Gott die Entscheidung. Und auch der kirchliche Gesetzgeber sagt klar, dass der Obere den Rat nur dann nicht befolgen darf, wenn er zur tiefen Überzeugung gelangt ist, dass dieser Rat schlechte Folgen hat. Es geht in einem *Concilium* nicht um Recht haben, sondern um den gemeinsamen Weg richtiger Entscheidungen. Umgekehrt kommen wir aus der bequemen Rolle des bloßen Kommentierens heraus und spüren unsere Mitverantwortung. Die intensive Vorbereitungsarbeit des Priesterrates und die positive Erwartung des Diözesanrates stimmen mich zuversichtlich, dass wir auf diesem Weg sind.

Ich möchte schließen mit einer kurzen Betrachtung des Engels vom Stern:

„Es gab einmal den Tag“, so schreibt Franz Kamphaus, „da haben wir seinen Stern gesehen. Es gab einmal den Tag, da hat's uns von den Stühlen gerissen und wir sind aufgebrochen. Und schließlich sind wir immer noch dabei, wie auch immer. Mag sein, dass wir uns zur Ruhe gesetzt oder gelegt haben und denken: Sternenzeiten, das war einmal, das ist lange her.“

Es kann schon sein, dass wir dem proklamierten Aufbruch unserer Diözese skeptisch gegenüberstehen. Es kann schon sein, dass mancher eine Bitterkeit in sich spürt und denkt: das wäre vor Jahren notwendig gewesen. Das hätte ich gebraucht an Unterstützung für meine Visionen und Projekte, als Rückenwind für meine Begeisterung dort, wo mein eigener Atem zu kurz war. Stattdessen wurde ich von eigenen kirchlichen Ordnungen und Instruktionen ausgebremst, blies mir Gegenwind ins Gesicht oder wurde alles mit dem „*Sicut erat in principio et nunc et semper*“, dem „Es war schon immer so“ in Zähigkeit erstickt. Verschont mich mit solchen Sternprojekten. Es kann schon sein, dass dieser proklamierte Stern mir nicht mehr heimatlich schimmert, mir eher wie ein künstlicher Stern aus kaltem Neonlicht erscheint, der unsere Kirche in eine Richtung führt, die mir fremd ist, die mir die eigene Kirche meiner Kindheit und meiner begeisterten Jahre entfremdet, weil ich sie technisch kalt, abstrakt, betriebswirtschaftlich in ihrer Sprache und ihren Bildern empfinde.

Es kann schon sein, dass mir der Stern manchmal völlig außer Sicht geraten ist, dass ich es mir irgendwann auf diesem langen Weg und nach so viel Geben und Säen eingerichtet habe, und jetzt eben denke: „Sternzeiten, das war einmal, das ist lange her.“ (Kamphaus) Aber andererseits sind wir doch hier. Wir nehmen uns Zeit, um wieder ein wenig die Augen zu öffnen nach diesem Stern, der mich durch mein Leben in dieser Kirche geführt hat. Und einander auch anzustoßen und zu ermutigen: Gehen wir weiter! Wir – miteinander!

Bernd Oberndorfer

Referenzliteratur:

Zweites Vatikanisches Konzil: Dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“

Gott kommt im Heute entgegen: Das Zukunftsbild der Katholischen Kirche Steiermark

Papst Franziskus, Ansprache zur 50-Jahr-Feier der Errichtung der Bischofssynode (17. Oktober 2015)

Internationale Theologische Kommission: Die Synodalität in Leben und Sendung der Kirche (2. März 2018)

Bilder und Grafik sind aus dem Internet.